

«Das Sterben ist ein normaler Prozess»

PALLIATIVMEDIZIN Der Suizid von Ständerat This Jenny hat für Wirbel gesorgt. Die Sterbehilfeorganisation Exit hat seither einen grossen Zulauf erfahren. Es gibt aber auch ganz andere Wege.

WOLFGANG HOLZ
wolfgang.holz@zugerzeitung.ch

«Was bringt jemanden dazu, sich in dieser Form das Leben zu nehmen? Ist es nicht die Angst vor dem Wie des Sterbens, die Hilflosigkeit, nicht mehr alles selber im Griff zu haben?» Diese Fragen stellt sich Birgit Hermes, Leiterin des Vereins Palliativ Zug, zum Tod von This Jenny. Der Verein setzt die Ideen und Grundsätze der Palliative Care im Kanton Zug um. Dazu gehört unter anderem, Betroffenen und Angehörigen die Bedingungen und Möglichkeiten zu vermitteln, damit bis zum Tod ein würdevolles und lebenswertes Leben geführt werden kann.

Palliativ kommt bekanntlich aus dem Lateinischen und bedeutet «lindernd.» In der Palliativmedizin werden nicht die Ursachen der Krankheit, sondern vor allem die Schmerzen bekämpft. «Man darf sich nicht blenden lassen von der Publicity von Sterbehilfeorganisationen: Viele Neuanmeldungen bedeuten nicht, dass sich genauso viele Betroffene dann tatsächlich mit dem Giftcocktail das Leben nehmen», so Hermes. Dies sei eine sehr verschwindend kleine Anzahl von Menschen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. «Die grössere Anzahl der Bevölkerung bejaht das Leben und erachtet das Sterben als normalen Prozess.»

120 Patienten palliativ betreut

Doch was bedeutet das konkret? Die Spitex Kanton Zug, Fachbereich Palliative Care, konnte dieses Jahr rund 120 Patienten betreuen. Bei einem Drittel kamen die Freiwilligen der Begleitgruppe Hospiz Zug zum Einsatz, die inzwischen jeden zehnten Patienten im Kanton in den Tod begleiten. Dank der Einführung des Nachpikettdienstes der Palliative Care, Spitex Kanton Zug, konnten rund die Hälfte der Betroffenen zu Hause sterben.

«Das ist eine Entwicklung in die richtige Richtung, da wir aus Befragungen wissen, dass es ein vielgehegter Wunsch ist, zu Hause zu sterben», sagt die Leiterin von Palliativ Care Zug. Grundsätzlich hat das Zuger Kantonsspital einen Leistungsauftrag für die Palliative-Care-Basisversorgung. Diese stationäre Grundversorgung erfolgt durch spitalinterne Teams, bestehend aus Ärztinnen und Ärzten sowie aus Pflegern mit entsprechender



Sterbebegleitung gehört zur Palliativmedizin – etwa im Rahmen des Hospiz Zug.
Bild AP/Thomas Kienzle

Aus- und Weiterbildung, und umfasst neben der Schmerztherapie auch rehabilitative Massnahmen und eine psychosoziale Betreuung der Kranken und Angehörigen. «Für weitergehende Leistungen für Menschen mit komplexen Krankheiten und aufwendiger Betreuung hat der Kanton Zug dem Spital Affoltern einen Leistungsauftrag als Kompetenzzentrum für Palliative Care erteilt», erklärt Hermes. Die Zusammenarbeit zwischen dem Spital Affoltern, dem Zuger Kantonsspital und der Spitex Kanton Zug funktioniert gut. «Die Medizin hat in der Schmerzlindeung grosse Fortschritte erzielt.»



«Exit ist nicht der richtige Weg.»
THOMAS REY, PFARRER

Das sieht auch Franziska Zogg so. Die Zugerin ist Fachärztin für Allgemeinmedizin und gleichzeitig Vizepräsidentin der Ärztesgesellschaft des Kantons Zug. Sie toleriert, dass es Sterbehilfeorganisationen gibt – «Exit» hält sie dabei für sehr seriös. Sie kann auch verstehen, dass vielleicht schwer Lungenkranke kein Vertrauen in die Palliativmedizin haben, aus «Angst», irgendwann zu ersticken. «Doch inzwischen gibt es eigentlich kaum noch Patienten, die mit grossen Schmerzen sterben müssen», sagt Zogg. Auch gegen tödliche Atemnot gebe es wirksame Schmerztherapien. «Ich denke, wenn die

palliativ-medizinischen Massnahmen, die ein Arzt auch zu Hause anwenden kann, flächendeckend eingeführt und bekannt gemacht werden, dann wird «Exit» unnötig.» Allerdings bestehe bei der Palliativ Care im Spezialbereich noch Verbesserungsbedarf – will heissen: Es müssten noch mehr stationäre Plätze geschaffen werden.

Neue Generation kommt ins Alter

Fakt ist, dass unmittelbar nach dem Suizid des Glarner SVP-Ständerats This Jenny bei der Sterbehilfeorganisation Exit in Zürich täglich zwischen 150 und 200 Neuanmeldungen eingegangen sind – doppelt so viele wie normal. Anfang November hatte die Organisation 80 200 Mitglieder. 2013 nahmen sich 459 Mitglieder das Leben. «Jetzt kommt eine Generation ins Alter, die ihr ganzes Leben selbstbestimmt gelebt hat», so Exit-Vizepräsident Bernhard Sutter. Und

«Nicht weinen»

THIS JENNY red. «Ein Prominenter ist gestorben (worden). Persönlich wollte er keine weinenden Familienmitglieder in seinen letzten vier Wochen. Das ist seine Entscheidung, und das haben wir zu akzeptieren. Aber warum dürfen wir nicht mehr weinen, wenn wir traurig sind, einen Menschen loslassen zu müssen? Wir haben inzwischen lernen müssen, dass das Sterben eine wahrhaft persönliche Entscheidung ist. Das ist irritierend und eine echte existenzielle Herausforderung. Sterben als Entscheidung versus Sterben als Teil des Lebensweges. Besagter Prominenter hatte allenfalls subjektiv allen ethischen Grund für seine Entscheidung. Es ist zu respektieren und nicht christlich, moralisch zu werten. Aber Sterben ist kein Leistungsausweis, denn, wie ich sterbe, bringt keine Wählerstimmen. Die Familie, respektive seine ehemalige Familie, wird trauern. Sie hat schlicht und einfach den Vater und den Ex-Mann verloren. (...) Erfahrungsgemäss werden sich die Parteien über die Inschrift auf dem Grabstein streiten. Erfahrungsgemäss werden Rechtsanwälte Geld verdienen mit den menschlichen Regelungen des Nachlasses. Eventuell hat der verstorbene Prominente alles anders und sogenannt sauber geregelt. Eventuell kommt alles ganz anders.»

JÜRIG ROTHER, REFORMIERTER PFARRER IN UNTERÄGERI

diese Generation wolle nun auch am Lebensende entscheiden.

Doch wie selbstbestimmt ist das Leben tatsächlich? Laut Thomas Rey, katholischer Pfarrer in Cham, ist ein Suizid über Exit «nicht der richtige Weg». Nicht nur, weil Gott das Leben gegeben habe und weil Gott es auch wieder nehme. «Entscheidend ist es eben, schon vorher zu klären, was für einen das Leben bedeutet – zu dem das Sterben dazugehört.» Für den ehemaligen Spitalpfarrer könne der Glaube an Jesus Christus und an ein Leben nach dem Tod die Angst vor dem Sterben nehmen. Zunehmend säkulare Lebensformen und die Beziehungslosigkeit zu Gott sind für Rey klar der Grund für die Angst vor dem Sterben. «Ich habe schon Fälle von schwerkranken, gläubigen Menschen erlebt, die mit einer unglaublichen Heiterkeit aus dem Leben geschieden sind.»

Garagen-Vermieter muss 18 000 Franken zurückzahlen

CHAM 1100 Franken Monatsmiete verlangte ein Unternehmer für das Bewohnen einer umgebauten Garage. Nun erhält der Ex-Mieter Geld zurück.

Am 6. November unterzeichneten die Anwälte von Sven Jelk* und Fritz Krauss* einen Vergleich. Und dieser sieht vor, dass Unternehmer Jelk dem ehemaligen Sozialhilfebezügler Krauss 18 000 Franken für zu viel bezahlte Mieten zu erstatten hat. «Dieser Betrag ist zahlbar innert 10 Tagen nach Unterzeichnung dieses Vergleichs», heisst es im Dokument weiter. Das Geld hätte also bis 17. November auf dem Konto des Anwaltes von Krauss eintreffen sollen.

Bis Ende dieser Woche ist der Geldtransfer noch nicht erfolgt. Am Telefon gibt Jelk folgende Erklärung ab, weshalb

er seiner Verpflichtung bisher nicht nachgekommen ist. Als wäre es das Selbstverständliche dieser Welt definiert er seine eigenen Spielregeln und sagt: «Das Geld wird etappenweise bezahlt.» Und wann? «Irgendeinmal.» Schenkt man Jelks Ausführungen Glauben, muss es um die Liquidität dieses Mannes derzeit nicht zum Besten bestellt sein. Denn er führt weiter aus, dass er momentan über keine 18 000 Franken verfüge. Und zudem müsse er noch mit seinem Buchhalter reden. Dieser werde die Überweisungen in die Wege leiten.

Katastrophale Wohnsituation

So weit, so schlecht: Jelk hinterlässt nicht nur als säumiger Zahler einen durchgezogenen Eindruck. Noch viel schiefer steht er in der Landschaft, wenn man ihn als Vermieter genauer unter die Lupe nimmt. Denn ab Mitte März 2010 liess er bis ins aktuelle Jahr hinein einen Sozialhilfeempfänger in zwei Etappen für zuerst 1100 Franken und danach

für 850 Franken in einer rudimentär umgebauten Garage hausen. Wie die «Zentralschweiz am Sonntag» bereits im vergangenen Mai berichtete, schmorte Krauss monatelang in einem Loch, das

«Das Geld wird etappenweise bezahlt. Irgendeinmal.»

VERMIETER

schlicht menschenunwürdig war. Der rund 20 Quadratmeter grosse Raum verfügte weder über ein WC noch eine Dusche. Die Möglichkeiten, das Kabuff zu lüften, waren äusserst begrenzt. Verfügte der Raum doch nur über ein winziges Fenster. Bei der Parteibefragung vor der Einzelrichterin in Zug vom 16. September kam auch Folgendes ans

Tageslicht: «Das Sozialamt stellte fest, dass die Heizung nicht funktionierte.» Weiter beantwortete Krauss eine Frage über die Verfügbarkeit von sanitären Einrichtungen so: «Wenn das Badezimmer (*das befand sich in einem anderen Gebäude, Anm. d. Red.*) frei und hygienisch sauber war und ich Warmwasser zur Verfügung hatte, dann ja. Im Winter war der Boiler zu klein. Deshalb hat mir die Gemeinde Cham einen Gutschein für das Schwimmbad zur Verfügung gestellt. Im Hallenbad konnte ich dann die Morgentoilette verrichten.»

Fritz Krauss wohnt heute in einer anderen Gemeinde und ist wieder in Teilzeit erwerbstätig. Falls Jelk dann doch noch einmal zahlen sollte, wird Krauss nur einen Teil des Geldes für sich in Anspruch nehmen können. Der Grossteil fliesst in die Chamer Gemeindekasse.

*Namen von der Redaktion geändert.

THOMAS HEER
thomas.heer@zentralschweizsamsonntag.ch

Putzfrau wird doch noch ausbezahlt

ÜBERSTUNDEN eer. Kürzlich berichtete unsere Zeitung über den Fall der slowakischen Putzfrau Svetlana*. Von Mai bis August leistete sie für die Chamer Ennetsee-Reinigung GmbH Hunderte von Überstunden. Das Problem dabei: Die unprofessionell geführten Arbeitsrapporte wurden oft nicht vom Chef der Ennetsee-Reinigung gegengezeichnet. Trotzdem erhielt Svetlana, die aus gesundheitlichen Gründen seit September nicht mehr für die Firma arbeitet, nun vor wenigen Tagen eine Nettoüberweisung in Höhe von 9305,85 Franken. Darin enthalten sind gut 5000 Franken für ihre geleisteten Überstunden.